

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Band: 23 (1939)
Heft: 11-12

Artikel: Landesausstellung und Sprache [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Cafner, Zürich 8.

Landesausstellung und Sprache.

Wir haben in großen Zügen betrachtet, wie an der Landesausstellung das gegenseitige Verhältnis zwischen unsern vier Landessprachen, zwischen Schriftsprache und Mundart und zwischen deutschem und Fremdwort zum Ausdruck kommt; wir haben dabei auch etwa einen Seitenblick geworfen auf unsere verschiedenen Volkstümer. Wir bringen heute eine Nachlese, zunächst gerade über das, was man im engeren Sinne Volkstum nennt.

In der N. 3. 3. hat letzten Sommer einmal gestanden, zwei Seelen wohnen in des Schweizers Brust. Es waren aber nicht dieselben zwei Seelen wie in Doktor Fausts Brust, die sinnliche und die geistige, sondern die schweizerisch-bodenständige und — etwa die europäische? Das ließe sich hören, wenn man „mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ die deutsche, die französische und die italienische überspringen will (oder wenigstens die erste der drei!). Vielleicht aber reicht diese zweite Seele noch weiter; wir würden sie die menschliche, humane nennen. Das wäre noch erhebender. Der Verfasser meint etwas Ähnliches und doch ganz anderes: er nennt sie die „mondäne“ Seele, also etwa die international-modische. Und deshalb gehörte in unsere „Landi“, meint er, unbedingt auch das „Palais des Attractions“; denn als Land des Fremdenverkehrs müßten wir unsern Gästen beweisen (es war also vor allem für die Ausländer bestimmt!), daß wir ihnen „ebensolche Genüsse zu bieten wissen wie die westeuropäischen Zivilisationszentren, gewissermaßen als Ergänzung zu unsern spezifisch schweizerischen Attraktionen“. Man weiß nicht, soll man sich schämen, daß sich in unsere im Ganzen so würdige Ausstellung dieser französisch=angelsächsisch=spanische, also eben „mondäne“ Rummel mit seinen Girls- und Pferdebeinen einschleichen konnte, oder sollen wir nur sachlich feststellen, daß der Schweizer seine Würde und seine berühmte Bodenständigkeit auch hingeben kann ums Geld, oder sollen wir uns freuen, daß sich das Urchig-Schweizerische stellenweise sogar in diesem „mondänen“ Betrieb durchsetzen konnte. Denn dieses „Palais“ bestand aus zwei Sälen, in denen sich die zwei Seelen des Schweizers ausleben konnten. In beiden wurde nachmittags getanzt, aber das hieß im einen Saal „Dancing“, im andern „Tanz“. Im „Dancing“ verübte Teddy Stauffer mit seinen vier „original Teddies“ (wenn das nicht mondän ist!) in Phantasieuniformen mißtönende Negermusik, während drüben zum „Tanz“ Stocker Sepps Bauernkapelle in bestickten Unterwaldnerblusen und mit dem Stumpfen im Munde traute Ländlerweisen erblühen ließ. Freilich kam dadurch eine gänzlich undemokratische, also unschweizerische Scheidung in „bessere“ und „gewöhnliche“ Leute zustande. Wenn natürlich auch beide Säle beiden Seelen offen standen, so schieden sie sich doch von selbst.

Im „Dancing“ wirkten die vielen rasierten Augenbrauen und die bestifteten Lippen wirklich „mondän“, d. h. wörtlich übersetzt „weltlich“ — oder wenigstens halb(=weltlich); doch auch bei den Urchigen drüben erregte eine gänzlich neuartige, ziemlich blödsinnige und etwas unanständige „Attraktion“ wieherndes Gelächter. Unverständlich, wenn nicht gar etwas frech, nahm sich in diesem Saale eine goldene Inschrift aus: „Museum schweizerischer Eigenart“. Es nahm sich aus wie ein Spott auf die vielgenannte „geistige Landesverteidigung“. Wie sich aber auch urchiges Schweizertum sprachlich verbinden läßt mit Mondanität, zeigte die verlockende Inschrift: „Güggeli vom Grill“. (Etwas Ähnliches gab es drüben in der landwirtschaftlichen Abteilung, der buchstäblich bodenständigsten der ganzen Ausstellung; dort gab es nicht nur eine Milch-, sondern auch noch eine Mostbar-Bar, und wenn wir auch dieses, vor dreißig Jahren bei uns noch völlig unbekanntes englische Wort „Bar“ in unsern deutschen, sogar schweizerdeutschen Wortschatz aufnehmen müssen und wollen, so wirkte die Aufmachung der Verkäuferin mehr „mondän“ als ländlich-schweizerisch.) Wenn mit einer Landesausstellung ein solcher Jahrmarktbetrieb verbunden sein muß, so sollte man ihn, wie bei frühern Gelegenheiten, in der Nähe, aber außerhalb der eigentlichen Ausstellung unterbringen; mitten in den Ernst und die Würde des vaterländischen Unternehmens hineingestellt, hat er auf beiden Ufern als Geschmacksverirrung gewirkt.

Haben sich am linken Ufer hoch und nieder im Palais in unschweizerischer Weise getrennt, so haben sich am rechten, wie Bundespräsident Etter lobend festgestellt hat, das kalvinische Genf und das streng katholische Freiburg gut schweizerisch vereinigt, und zwar, echt schweizerisch, in einer Gaststätte, in der „Laverne“. Nicht weit davon, im Trachtenhof waren als Beispiele, wie man's nicht machen soll, ein paar „Trachten“ an die Wand gemalt und durchgestrichen, darunter eine Schweizerin im Dierndkleid, sagen wir lieber: „-kostüm“ und eine im „Schwyzerli“. Daß man die Schweizerinnen vor einem Kleid warnen muß, das den schweizerischen Namen trägt, ist bedenklich für die Schweizerinnen und für den Namen, d. h. es beweist wieder einen Mißbrauch mit dem Schweizernamen und mit vaterländischen Gefühlen.

Gewisse Unterschiede zwischen deutschschweizerischem und welschem Volkstum waren festzustellen in der Abteilung Lichtspielwesen. In der deutschen Schweiz kommen auf 1000 Einwohner 24 Kinofizplätze, in der welschen 57, oder umgekehrt ausgedrückt: die 72 v. H. Deutschschweizer „besitzen“ nur 57 v. H. der Plätze, die 20 v. H. Welschen deren 37. Auf 1000 Einwohner berechnet, steht an der Spitze der Städte Neuenburg mit 116; es folgen vier weitere welsche Städte und das zu einem Drittel welsche Biel; der schwei-

zerische Durchschnitt beträgt 59; Zürich weist 53 Plätze auf und Bern 34. Ist in der deutschen Schweiz also das Lichtspielwesen zahlenmäßig nicht so hoch entwickelt, so zählt sie 87 % der 774 Zweigvereine des Schweizerischen Samariterbundes, und von den 158 der „Beska“ (Verband schweizerischer Krankenanstalten) angeschlossenen Anstalten stehen 151 in der deutschen Schweiz, auch fast alle Krankenmobiliemagazine.

Kulturzusammenhänge wurden deutlich, wenn wir in der anatomischen Abteilung sahen, daß von den vierzehn großen Schweizer Anatomen einer in Frankreich wirkte und fünf in Deutschland, und daß von den berühmten ausländischen Anatomen, die in der Schweiz wirkten, alle acht aus Deutschland kamen. Andererseits konnte es überraschen, daß der „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz“ gedruckt wird „mit Unterstützung der Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich“, wie auch der eigentliche Schöpfer des „Glossaire des patois romands“, also des welschen Idiotikons, Prof. Gauchat, in Bern und Zürich gewirkt hat.

Wenden wir uns wieder der Sprache selbst zu. Daß unter den Tausenden von Aufschriften einmal ein Schreibfehler unterließ, daß es z. B. eine „Zuhnahme“ und eine „Leehrenbohrmaschine“ gab und eine „unnummerierte“ Straße (man schreibt zwar „Nummer“, aber, unmittelbar nach dem lateinischen Vorbild, „numerieren“), will nichts heißen. Daß eine Universitätsklinik ein „Skelet“ darstellte, müssen wir entschuldigen, auch wenn wir nach Duden heute „Skelett“ schreiben; denn früher hat man, getreu dem griechischen Vorbild, so geschrieben. Etwas peinlich wirkte der Schreibfehler nur wegen des feierlichen Stils, wenn wir lasen, Bruder Klaus „beschwor die Mannen, treueidgenössischen Sinn zu waren“. Etwas stöderlich oder dann englisch machte sich das Fehlen der Bindestriche bei der „Ersten Sulzer Ventil Dampfmaschine“. Von den Hunderttausenden von Schülern, die durch die Hallen gezogen sind, ist das sicher einigen aufgefallen, und nicht den Dümmlsten. Die Leute von der „Pharma“ hätten auch wissen dürfen, daß gebildete Menschen schriftdeutsch sagen „das Spital“ und nicht „der“. Schlimmer ist das falsche Fürwort in der Aufschrift: „Die guten Geister, derer sich der Eheberater bedient“. Das bezügliche Fürwort heißt im Wesfall der Mehrzahl nun einmal „deren“; die Form „derer“ ist hinweisend; z. B. heißt es „das Geschlecht derer von Hohenstaufen“. Ein Universitätsinstitut zeigte „das rechte Kniegelenk von vornen“. Das heimelt ja an, aber die schriftdeutsch unzulässige Endung „-en“ war mit Bleistift durchgestrichen; vielleicht hatte ein besserer Sekundarschüler den Fehler bemerkt. Man kann auch nicht sagen „Einem Volke, das sich nicht verteidigt, warten Plünderung, Erniedrigung, Untergang“; diese schlimmen Dinge warten „eines Volkes“. Auch die Rechtswissenschaft hat nicht lauter klassisches Deutsch gezeitigt, z. B. „der Mörder S., der seine Frau getötet hat und durch die Bahrprobe überführt worden war, soll den Tod durch das Rad erleiden“. Der Mann wird doch zuerst getötet und dann die Bahrprobe erduldet haben; es könnte eher umgekehrt heißen: „Der Mörder S., der seine Frau getötet hatte und durch die Bahrprobe überführt worden ist, soll den Tod . . . erleiden“. Eine reizende Wortbildung hat sich ein Winterthurer geleistet. Dort haben sie die alten Bürgergärten vor der Stadt zu „Pünten“ und Kleinfiedelungen gemacht. Eine Pünt ist hier einfach ein Stück Pflanzland, und mit Recht hieß es: „Die Pünt ist der Sparhafen der Bevölkerung“. Wie heißt nun der Mann, der eine solche Pünt bewirtschaftet? Man sollte erwarten „Pünter“. Das Idiotikon kennt merkwürdigerweise das Wort nicht, es kommt

aber als Geschlechtsname vor. Der Winterthurer aber schreibt: „Was der Püntiker in seiner Freizeit pflanzt, muß er nicht kaufen“. Warum nicht? Es gibt ja auch Physiker, Musiker, Optiker und noch viele andere -iker, warum nicht Püntiker? Warum in Zukunft nicht Forstiker, Feldiker, Waldiker, dann Metziker, Bäckiker usw.? Auch auf dem Felde der Sprachpflege wollen wir pflanzen; wir danken diesem Sprachpüntiker für seine Schöpfung.

In der landwirtschaftlichen Abteilung kam ein deutsches Wort vor, das die wenigsten Besucher verstanden haben werden: Boden- oder Acker gare. („Das sofortige Schälen [Pflügen] der Stoppeln erhält die Bodengare“). Gare bezeichnet den günstigsten lockern Zustand des Kulturbodens und gehört zu „gar“, das ursprünglich bedeutet „bereitet, fertig“. Natürlich gab es noch andere den meisten unverständliche Fachausdrücke, auch deutsche („Warum das Getreide aufpuppen?“), aber hundertmal weniger als fremdsprachige. Solche blühten auch in der Landwirtschaft („Bonitierung der Überwinterung“, „Anbausilierung von Futterkartoffeln als richtiger Weg zur betriebseigenen Futterbasis“). Von der hohen Wissenschaft konnte man natürlich (im Ernst gesprochen) nicht verlangen, daß sie Dinge wie „Zystoide Maculadegeneration“ oder gar „Phenylmethylaminopropangolhydrochlorid“ gemeinverständlich ausdrückte, aber in der Gegend der Apotheke tat es doch wohl, zwischen der „Endoskopie“, dem „Ephedrinchlorhydrat“ und dem „synthetischen Analepticum Coramin“ den „Süßholzstengel, die Liebstöckelwurzel und das Stiefmütterchen“ zu finden. Ähnlich im Auslandschweizerbau, wo es hieß, der Schweizer Hotelier, Restaurateur, Koch und Zuckerbäcker sei in der ganzen Welt gesucht — wie nahe hätte es gelegen, diesen Zuckerbäcker „Confiseur“ zu nennen! Dankbar wollen wir auch sein dafür, daß bei den Bädern die „Heilanzeigen“ genannt waren, die früher sicher „Indikationen“ geheißen hätten (z. B. „Weinsäure Diatthese!“). Und da man auf dem Schiffsbach und über den See mit einer „Fahrkarte“ und nicht mit einem „Billet“ fuhr und die „Ansichtskarten der LU Stück 20 Rp.“ zu haben waren und nicht „à 20 Ets.“, wollen wir uns auch nicht aufhalten über die nicht gerade gemeinverständliche „Contre-Marke“, die man in diesem Falle vielleicht „Zwischenmarke“ hätte nennen können, da sie erlaubte, die Ausstellung zwischenhinein (nämlich an einem Tage) einmal zu verlassen. Was „antiflammisiertes“ Holzwerk ist, konnte man am Ende erraten, weniger leicht die „Standard-Kluppe“. Daß besseres Schuhwerk, wie es Bally ausstellte, lauter fremde Namen haben muß („Chez soi“, „Super“, „Après-Ski“ usw.) versteht sich, und es überrascht uns nicht, daß die meisten deutschschweizerischen Schokoladefabrikanten ihr Erzeugnis als „Chocolade“, also halb französisch, halb deutsch bezeichnen zu müssen glaubten, wie auch auf der ausstellungsamtlichen Aufschrift stand; aber auf der großen braunen Tafel am Eingang zur Abteilung stand ausnahmsweise ganz richtig „Schokolade“, was sie erst recht appetitlich machte. Auch gab es dort ein „Schoggi-Theater“, während vor Jahren einmal einer in der N. Z. Z. diese „Koseform“ mit „Choqui“ auszudrücken suchte. Im Schweizerhotel war die Speisekarte natürlich ausschließlich französisch gehalten, was ein Einspruch in der N. Z. Z., den wir ein andermal abdrucken, einen Jopf nennt. Merkwürdig war endlich, daß in der Wohnungsabteilung ein Zimmer einfach deutsch als „Wohnraum“ bezeichnet war, italienisch als „Sala di soggiorno“, französisch als „Living-room avec coin de feu“. In der Verkehrsabteilung stand unter einem Bilde (aus Lugano) „Cattedrale di s. Lorenzo“, darunter höchst gewissenhaft, aber ebenso überflüssig „Kathedrale von S. Lorenzo“. Umgekehrt hat man im „Heimatwerk“ geglaubt, den Namen der

Landschaft Toggenburg den Welschen beibringen zu müssen in der Form „Toggenbourg“. Also auf beiden Seiten ein rührendes Bestreben, einander entgegenzukommen, auch wo es gar nicht nötig ist. Etwas anderes ist es natürlich, nämlich eine Gedanken- oder sprachliche Grundlosigkeit, wenn es unter dem Titel „500 Jahre Schweizer Recht im Bild“ einmal hieß: „Eine Frau in Fribourg gefangen“ usw.; in deutscher Rede heißt die Stadt Freiburg.

Von der Mundart ist, wie wir schon einmal gesagt haben, in vernünftigem Maß Gebrauch gemacht worden. Daß ein Übermaß lächerlich gewesen wäre, bewies schon der „Weiheraum der Dichtung“; denn keiner der dort in priesterlichem Gewande dargestellten Dichter war ein Mundartdichter (auch Gotthelf nicht). Wenn die für das innere Leben der Schweiz bezeichnende (freilich nicht immer gleichmäßig starke) Beständigkeitsbereitschaft einmal ausgedrückt war in der Aufschrift „Me redt mit enand“, so hätte das schriftddeutsch kaum so trüf gesagt werden können. Mit verschwindenden Ausnahmen waren die Aufschriften hochdeutsch gehalten, auch in der bodenständigsten, der landwirtschaftlichen Abteilung, und zwar nicht nur die nüchtern-sachlichen, auch die ans Gemüt gerichteten, und unter diesen wieder nicht nur ein Bibelspruch wie „Gib uns heut unser täglich Brot“, auch neu gefasste wie „Wer die Scholle bebaut, dient dem Vaterland“. Der Lautsprecher bediente sich fast ausschließlich der Schriftsprache; verloren gegangene Schulkinder wurden „erfucht“, das Breneli Habisreutinger von Bernhardsgrütterszell sogar „gebeten“, sich am Treffpunkt einzufinden. Nur die in köstliche Ironie gekleidete Mahnung, Papiersezen und dergl. ruhig auf den Boden zu werfen, wenn man es von daheim so gewohnt sei, also die Mahnung zum einfachsten Anstand, wurde den Schweizern mundartlich gegeben. Daß die Führungen in einzelnen Abteilungen schweizerdeutsch gehalten wurden, wollen wir nicht tadeln, wenn es darauf ankam, das Gemüt zu ergreifen. Es war freilich, je wissenschaftlicher der Gegenstand, desto unmundartlicher; z. B. gab es bei den magnetischen Uhren eine „neu entstehende Richtung“, „e schwachi hin- und hergehende Bewegig in folge der Abchüelig“, und solche Greuel, wie sie vereinzelt jedem unterlaufen können, Saß für Saß. Erfreulich war, daß die Vorführungen der Mundartplatten des Phonogrammarchivs der Zürcher Hochschule viele Hörer fanden. In Nr. 1/2 des Jahres 1937 haben wir nach der N. S. Z. berichtet, an einer Versammlung der N. S. G. sei in der Aussprache, die sich an Direktor Meilis Vortrag über die kommende Landesausstellung schloß, die Forderung erhoben worden, „die Schulklassen deutscher Zunge haben sich, wenn sie auf den Ausstellungsplätzen singen, auf Dialektdichter zu beschränken“. Das war natürlich nicht die Meinung der N. S. G., noch Direktor Meilis, sondern eines vereinzelt Fanatikers, und es hat dann außer ihm wohl kein Mensch Anstoß genommen daran, daß Schulklassen und Soldaten unbefangen unsere hochdeutschen Volks- und Vaterlandslieder gesungen haben. *) Berechtigt war andererseits die Bestimmung, daß im Ausstellungstheater, das eben ein Teil der schweizerischen Landes-

ausstellung war, nur Stücke schweizerischer Verfasser aufgeführt werden durften. Angebot und Nachfrage waren im allgemeinen befriedigend. Schoecks mundartlicher „Tell“ hatte trotz allem bei weitem nicht den Erfolg, den im Winter zuvor Schillers Werk im Zürcher Schauspielhaus erreicht hatte.

Mundartstudien konnte man insbesondere anstellen in der Sportabteilung, wo die von den Stafettenläufern zur Eröffnung gebrachten Botschaften der 25 Kantonsregierungen ausgestellt waren. Schriftddeutsch war nur die st. gallische, was, wie schon einmal erwähnt, wohl auf einen „Regiefehler“ zurückzuführen ist, indem der unglückliche st. gallische Regierungsmann von den wahrscheinlich nicht wenigen Anleitungen die zur Sprachform übersehen oder vergessen hatte. Das hat nun ungeahnte Folgen gezeitigt: weil die Presse damals diesen „Fehler“ öffentlich festgesetzt und dadurch den Patriotismus der St. Galler in etwas zweifelhafte Beleuchtung gerückt hat, bemühen sich jetzt die St. Galler bei jeder Gelegenheit, den übeln Eindruck zu verwischen, indem sie fleißig st. gallerisch reden, auch wo sonst ausschließlich hochdeutsch gesprochen wird, so legten Sommer an der Delegiertenversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, wo es ausdrücklich als Ausnahme nachträglich gebilligt wurde, und anderswo. Vielleicht wird man es sogar in der Bundesversammlung erleben. Besser, aber auch nicht ganz urchig haben es die benachbarten Thurgauer gemacht. Da lesen wir zuerst: „Der Regierungsrat des Kantons Thurgau an die Direktion der Landesausstellung 1939 Zürich. Gruß des Standes Thurgau“; dann folgt ein Gedicht in Mundart, die Unterschriften sind wieder hochdeutsch: „Der Präsident des Regierungsrates, der Staatschreiber“. Ein Wort, in dessen erstem Teil fast allgemein schriftdsprachlicher Einfluß, in dessen zweitem Teil dann die Mannigfaltigkeit der Mundarten sich geltend gemacht hat, ist der Name des ganzen Unternehmens. Die einzigen, die gemerkt haben, daß die Form „Landes-“ eigentlich nicht schweizerdeutsch, sondern schriftdsprachlich ist (die einheimischen und alten Wörter kennen nur „Lands-“: Landsmaa, Landsgmeind, Landschraft), sind die Urner gewesen, die deshalb ihren „Ursla Griefß“ (Armvoll Grüße) der „Landesuischtellig“ gesandt haben, während Obwalden von der „Landesuisstellig“ (Nidwalden schreibt „uischtellig“) sprach, Schaffhausen natürlich von der „Landesustelling“ (unterschrieben aber von der „Kantonsregierung“) und Inner-Rhoden von der „Landesusstöllig“. Ein Schwanken zeigt sich auch in einem andern wichtigen Wort: In richtigem Schweizerdeutsch wird die Vorsilbe „ge-“ in Dingwörtern abgekürzt zu „g-“ (Gflügel, Gvatter, Gmües, gnuog usw.). Darum nannten sich die alten Eidgenossen „Eidgnosse“ oder sogar, noch bequemer und lautgetreuer „Eignoschaft“, so der Chronist Edlibach (um 1500), und ihr Land „Eidgnoschaft“. Die volle Form „eidgenosse“ kommt zwar im Bundesbrief von 1315 und später mehrmals vor, aber in den Kanzleien ist die Schreibweise immer etwas hinter der gesprochenen Sprache zurückgeblieben, und es ist deshalb wohl kaum alter Sprachgebrauch, sondern Einfluß der Schriftsprache in Schulunterricht und Zeitung, wenn wir auch in mundartlicher Rede von der „Eiggenossenschaft“ sprechen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn fast alle Staatskanzleien bei diesem Anlaß von „Eidgenosse“ oder sogar von „Miteidgenosse“ (was gar nicht alteidgenössischer Gebrauch war) schrieben oder in mundartlicher Färbung der Schriftsprache von „Eidginosse“ (so Zürich, Zug und Basel-Stadt). Nur Obwalden kennt noch die „Eidgnosse“. — Für „Kanton“ sagen mehrere dieser Botschaften „Stand“. Die Außerrhoder „entbüetid“ (eine etwas düstere Form), die Innerrhoder „entbüetid“ ihren freundeidgenössischen Gruß. Das Wort klingt etwas kanzleideutsch

*) Etwas lächerlich mutete vor einigen Wochen die Nachricht an, General Guisan sei in Bern von einem Knabenchor in allen vier Landes Sprachen, das Deutsche darunter ausschließlich schweizerdeutsch, angefangen worden. Wenn unter im Ganzen vier Liedern harmloserweise und nicht als politische Kundgebung ein schweizerdeutsches war, kann man dazu nicht viel sagen, obschon ja fast alle und unsere schönsten Vaterlandslieder, auch die Nationalhymne, hochdeutsch sind. Lächerlich ist dann nur die patriotische Beflissenheit des Berichterstatters, der darauf hinweisen zu müssen meinte, daß die Sprache, in der unsere Soldaten vereidigt wurden, diesmal dieser Ehre nicht gewürdigt worden sei. Es ist wohl anzunehmen, der General habe die Lieder auch so verstanden und nicht „traduction en bon allemand“ verlangen müssen.

(wie denn auch die St. Galler den Gruß „entbieten“), es findet sich aber häufig in altschweizerischen Erlassen und andern amtlichen Schreiben. — Die Lieblingsfehler der Schweizerdeutsch schreiben wollenden Deutschschweizer, nämlich der falsche Wesfall und das bezügliche Fürwort „der, die, das, statt „wo“, kommen natürlich mehrmals vor, so in der Urnerbotenschaft, die spricht vom „erschütterliche Wärd d'r Landsüschtellig, di miär dem Schutz des Allmächtige anempfälät“. Die Formel vom „Machtschöz Gottes“ (Innerrhoden) mag man gelten lassen; die Nidwaldner haben aber doch geschrieben: „Machtschöz vom allmächtige Gott“. In wunderlicher Mischung von mundartlicher Form mit hochdeutschem Stil wünschen die Innerrhoder, die Ausstellung möge „als e lüchtends Zäche vom'e wohre Gmenschafftssinn i alli Herze zönde. Das wöschet vo Herze de Landamma ond d'Standeskommissio vom Kanto Appezöhl Inner-Rhode“. Unterschrieben hat das „de regierig Landamma“, was der Mundart, aber nicht dem vorerwähnten „lüchtende Zäche“ entspricht. Ein merkwürdiges Wort, diese „Standeskommissio“ (für Regierungsrat): ein schriftdeutscher Wesfall auf „=es“, dann ein gar nicht altertümliches Fremdwort, an dessen Schluß aber die echt mundartliche Weglassung des „=n“, wie auch in „Kanto“.

Im allgemeinen kann man mit dem Schweizerdeutsch dieser Botschaften zufrieden sein und auch mit der Verwendung der Mundart bei dieser Gelegenheit; es war ja schließlich nur ein Sportanlaß und nicht die feierliche Eröffnung. Auch bei den Schlußfeierlichkeiten ist nur hochdeutsch gesprochen worden. Ein reizendes Wort sei noch erwähnt aus der Solothurner Botschaft, die unser Josef Reinhart verfaßt hat; er nennt die Landesausstellung „e vatterländischi Gschau“.

Wir haben nun die sprachliche Gestaltung unserer Landesausstellung nach allen Richtungen ziemlich genau betrachtet und müssen auch darüber unsere hohe Befriedigung ausdrücken. Die angeführten Ungehelichkeiten und Entgleisungen verschwinden in der großen Masse und vermögen bei weitem nicht, die Freude an der Sache zu schmälern. Wenn wir das nach so genauer Beobachtung feststellen, so hat unser Urteil wohl mehr Wert als ein aus der allgemeinen Feststimmung heraus geborenes Gerüch. Das Unerfreulichste war für uns die Haltung des Eidgenössischen Statistischen Amtes, und zwar weniger die ansehbare Bezeichnung „Schwyzerdütsch“ für unsere erste Landessprache — da hat es schließlich nur gedankenlos einer herrschenden Strömung nachgegeben; unserer Stellung hat in der „offiziellen Ausstellungszeitung“ (Nr. 119) ein Aufsatz von Th. E. Blatter völlig recht gegeben — schlimmer war die grobe Antwort, die es uns auf eine höfliche Eingabe erteilt hat. Aber auch das vermag uns die Freude an der „Landi“, dieser „vatterländischen Gschau“ nicht zu erschüttern. — Das nächste Mal noch etwas über einige mit der Ausstellung zusammenhängende Veranstaltungen und Veröffentlichungen.

Briefkasten.

H. E., J. Sie fragen nach der Bedeutung von Zyklon, Zyklone und Antizyklone. Sicher verstehen das die wenigsten Leute, die es im Rundspruch anhören müssen, und die Wörterbücher werfen einem nur Wörter an den Kopf, aber über das gegenseitige Verhältnis dieser Begriffe klären sie nicht auf. Nach gründlicher Aussprache mit einem Fachmann können wir Ihnen folgendes sagen: Alle drei Wörter enthalten das griechische Wort „kyklos“, das Kreis, Rad und sonst allerlei Rundes bezeichnet. Es ist verwandt mit lat. Circus und enthalten in „Zykladen“, den rings um Delos liegenden griechischen Inseln, und in „bicyclette“, buchstäblich „Zweirädchen“. Die Zyklopen dachten sich die Griechen als Riesen mit einem einzigen, kreisrunden Auge auf der Stirn. Ein Zyklon nun ist ein tropischer Wirbelsturm, eine außerordentlich starke, annähernd kreisförmige Luftbewegung um einen Kern ungewöhnlich tiefen Luftdrucks. Eine Zyklone ist etwas Ähnliches, aber bedeutend zahmer (vielleicht ist sie deshalb

weiblichen Geschlechts gegenüber dem wilden „männlichen“ Zyklon!?). Stellen wir uns einen Punkt sehr geringen Luftdrucks vor, ein sogenanntes „Tief“. Die Luft strömt nun von außen auf ihn zu; durch die Erdumdrehung geraten aber diese Luftströmungen in eine spiralförmige, also kreisähnliche Bewegung (auf der nördlichen Halbkugel nach links), und das Raumgebiet, wo eine solche Bewegung stattfindet (auch „Depression“ genannt), heißt Zyklone; darum sagt Ihnen der Duden „Tiefdruckgebiet“. Die Antizyklone ist natürlich das Gegenstück: ein Hochdruckgebiet, von dem die Luft nach außen wegströmt, wobei sie durch die Erdumdrehung auf der nördlichen Halbkugel in eine nach rechts gewundene Spirale abgelenkt wird. Sie ist also kein „Gegenwirbelsturm“, wie Duden, offenbar von Sachkenntnis ungetrübt, erklärt, sondern ein Hochdruckgebiet, ein „Hoch“. Wenn man nun statt Zyklone und Antizyklone sagte Hoch und Tief, so könnten sich zwar auch einfache Leute allenfalls etwas denken dabei, aber es wäre nicht mehr „wissenschaftlich“, gerade deswegen. Darum spricht auch in der erzdemokratischen Schweiz eine eidgenössische Anstalt, nämlich die meteorologische, von Zy- und Antizyklonen.

H. W., W. Ob Heinrich Dunant der „Gründer“ oder der „Begründer“ des Roten Kreuzes gewesen sei? Es läßt sich in der Tat beides „begründen“. Beide Wörter sind abgeleitet von Tätigkeitswörtern; es kommt also darauf an, ob Dunant das Rote Kreuz „gegründet“ oder „begründet“ habe, d. h. ob das Tätigkeitswort heiße „gründen“ oder „begründen“. Es gibt nun viele Tätigkeitswörter, die durch die Vorsilbe „be-“ eine andere Verwendung im Satz bekommen (ich trete in ein Haus: ich betrete ein Haus; ähnlich bei wachen und bewachen, klagen und beklagen) oder sogar eine etwas andere Bedeutung (so in stehen und bestehen, harren und beharren). Es gibt aber auch viele Tätigkeitswörter, die durch diese Vorsilbe weder in ihrer Verwendung im Satz noch in ihrer Bedeutung verändert werden. Sedenfalls ist der Unterschied nicht groß zwischen gründen und begründen, schützen und beschützen, zähmen und bezähmen u. a., und zu diesen gehört (nach Pauls Wörterbuch) auch gründen, und es ist in solchen Fällen häufig bloße Gewohnheitsache, ob man so sage oder so. Das einfache „gründen“ wird regelmäßig verwendet (nach Grimm, Paul, Stil-Duden), wenn es sich um eine Stadt, einen Staat oder ein Reich oder sonst eine „soziale Gemeinschaftsform“ (Grimm) handelt, z. B. auch um einen Verein, eine Aktiengesellschaft. Herder spricht vom Gründer einer Republik, Ranke vom Gründer der schottischen Kirche, Schelling vom Gründer des Christentums, Gregorovius vom Gründer des Franziskanerordens. Es handelt sich da immer um ein bestimmtes, ziemlich fest „organisiertes“ Gebilde. Demgegenüber scheint uns „begründen“ etwas allgemeiner, unbestimmter, abstrakter zu klingen. Man kann ja auch eine Meinung, eine Ansicht, einen Antrag begründen (und nicht gründen), und bei einer sozialen Gemeinschaftsform scheint es uns eher die Schaffung der allgemeinen geistigen Voraussetzungen zu bezeichnen als die praktische Durchführung eines Gedankens. Wenn man nun nur sagen will, Dunant habe 1862 in seiner Schrift „Un souvenir de Solferino“ als erster den Gedanken eines solchen Hilfswerkes ausgesprochen und für diesen Gedanken geworben, wird man ihn eher den Begründer des Roten Kreuzes nennen; aber diese Schrift führte dann zur Gründung des „Comité genevois de secours aux militaires blessés“, das 1863 eine überstaatliche Konferenz nach Genf berief, und am Zustandekommen dieser Konferenz hat niemand so eifrig gearbeitet wie Dunant, der unter bedeutenden persönlichen Opfern eine unermüdlige Werbearbeit entfaltete und durch Briefwechsel und Reisen in fast alle Hauptstädte Europas mit Regierungen, Staatsoberhäuptern usw. in Verbindung trat. Er war denn auch unter dem Ehrenvorsitz Dufours von 1863—1871 Sekretär des „Comité international de secours aux militaires blessés“, wie die Vereinigung nun hieß. Er hat also nicht nur die allgemeinen Voraussetzungen geschaffen und damit den Gedanken „begründet“, er hat an diesem edlen Bau selber Hand angelegt wie kein anderer und ihn „gegründet“; er darf also wohl der Gründer genannt werden, wenn man überhaupt eine Unterscheidung treffen will. Wir würden daher die Bezeichnung „Gründer“ als die kürzere, einfachere, aber auch inhaltlich bedeutendere, nach Inhalt und Form kräftigere vorziehen; auf keinen Fall darf man sie als falsch bezeichnen — aber auch die andere nicht.

Allerlei.

Ein deutscher Witze unseres welschen Generals. Daß unser General Guisan auch gut deutsch kann, freut uns herzlich. Einen Beweis dafür, daß er sogar unsere Sprichwörter beherrscht, bildet ein hübscher Wortwitz, den er vor Jahren gemacht haben soll. Ein junger Leutnant habe ihn gefragt, weshalb bei uns die Spielleute (Trommler und Trompeter) nicht mit Gewehren ausgerüstet seien. Antwort: „Es heißt doch: Spiele nicht mit dem Schießgewehr“.